

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Band: 58 (1966)

Heft: 7-8

Artikel: Jugoslawien im Zeichen des gefallenen Dinars : man hat zu lange von der Hand in den Mund gelebt!

Autor: Schläppi, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-354241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nicht nur die AHV, sondern auch die *gesamte schweizerische Rentenversicherung* einschließlich der individuellen und beruflichen Vorsorge muß nach solchen Kriterien gesteuert werden. Letztere bilden doch mit der AHV ein Ganzes und haben das gleiche Ziel: die Bereitstellung der notwendigen Ersatzeinkommen für die Alten, Invaliden, Witwen und Waisen. Eine vertretbare Sozialpolitik kostet aber Geld. Die AHV selber wird im Durchschnitt auf weite Sicht ein Ausmaß von etwa 8 Prozent aller Erwerbseinkommen annehmen. Damit ist aber erst eine bescheidene Basis geschaffen, und die Betrachtung der Abb. 4 und 5 zeigt, daß die berufliche Kollektivvorsorge eher noch etwas mehr tun muß als die AHV, um den Alten und den vom Schicksal Betroffenen einigermaßen genügende Existenzmittel zu verschaffen. Man gebe sich diesbezüglich keinen Illusionen hin, die Lücken sind hier noch groß. Die Volkswirtschaft muß sich deshalb langsam mit dem Gedanken befreunden, daß die gesamte Rentenversicherung in absehbarer Zeit ein Volumen annehmen wird, das *20 Prozent aller Erwerbseinkommen* entspricht. Daraus ist aber auch ersichtlich, daß die Sozialpolitiker den Bogen nicht überspannen dürfen. Es gilt tatsächlich, den eingangs zitierten Rat der IVSS zu befolgen:

Die Sozialversicherung darf nicht antiökonomisch,
die Volkswirtschaft aber nicht antisozial sein.

Dr. Ernst Kaiser, Bern

Jugoslawien im Zeichen des gefallenen Dinars:

Man hat zu lange von der Hand in den Mund gelebt!

Einer meiner alten Bekannten in Zagreb ist Kürschner und besitzt ein eigenes Geschäft. Ihm gilt einer meiner ersten Besuche auf jugoslawischem Boden. Als ich allerdings an diesem Morgen in seinen Laden trete, scheint er nicht bei bester Laune zu sein. Beständig schüttelt er den Kopf und betrachtet irritiert die vor ihm aufgeschlagene Zeitung: «Ich habe es doch schon immer behauptet, daß unsere Wirtschaftspolitik uns noch an den Bettelstab bringt – diese Abwertung ist ein Skandal – und nun schreibt es der ‚Vjesnik‘ selbst, daß die Umsätze seither um gut 30 Prozent gesunken sind! Auch bei mir geht es rapid bergab; meine Geschäfte sind rund um einen Viertel zurückgegangen!»

Josip Donovald ist nicht der einzige Ladenbesitzer, der in dieses gleiche Horn stößt. Auch wenn der jugoslawische Staat – als einziger kommunistischer Staat übrigens – die privaten Handwerker nur nach

ihrem Realeinkommen besteuert und ihnen keine zusätzlichen Abgaben auflastet, ja ihnen bei sinkenden Umsätzen noch Steuererleichterungen gewährt, so ist ihre Lage trotzdem nicht rosig.

«Aber du hast doch jahrelang ausgezeichnet verdient?» «Ohne Zweifel! Aber erst heute fällt es mir wie Schuppen von den Augen, daß wir Kroaten und Serben andauernd über unsere Verhältnisse gelebt haben. So ist das und nicht anders, und wir haben davon profitiert!»

«Dann seid ihr an dieser Entwicklung offensichtlich mitschuldig?» Das ist das Ende unserer Diskussion, Donovald schweigt sich aus. Kein Wort ist mehr über dieses Thema aus ihm herauszupressen. Ich habe Dutzende der ähnlichen Gespräche im ganzen Lande führen können, und sie sind regelmäßig am gleichen Punkt zu Ende gegangen. Der Jugoslawe gibt selbstverständlich nicht gerne zu, daß er seine wirtschaftliche und persönliche Freiheit – sie sucht kaum ihresgleichen in ganz Osteuropa – nur für sich genutzt und daß er sich kaum darum gekümmert hat, ob nun sein ökonomisches Verhalten der jugoslawischen Wirtschaftsentwicklung dienlich sei oder nicht. So gehörte es während der letzten Jahre zum guten Ton in Jugoslawien, alles auf Abzahlung zu erstehen. Die Kreditgeschäfte blühten, und man war sicher, später hundertprozentig mit «billigerem» Geld zurückzahlen zu können. Die von 1961 bis zum Zeitpunkt der Abwertung nach oben durchdrehende Preisspirale war dieser Entwicklung nur allzu förderlich: Die Konsumgüterindustrie erlitt riesige Verluste! Die Aufrufe Marschall Titos, die er wiederholt an sein Volk richtete, es solle sich nun endlich konjunkturgerechter verhalten, fruchteten nicht. Mit einem Achselzucken wurde darüber hinweggegangen.

Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht – auch in Jugoslawien. Die Regierung sah sich gezwungen, die Notbremse zu ziehen. Die Preise wurden drastisch erhöht und dann später ein allgemeiner Preisstop verfügt. Die Subventionen, die nur zu oft in falsche und dunkle Kanäle dirigiert wurden, scharf beschnitten. Und die Löhne – nicht erhöht!

Noch sind die Folgen unabsehbar. Unrentabel arbeitende Betriebe mußten stillgelegt werden. Und noch viel schlimmer: Dutzende von Betrieben arbeiten nur noch mit der halben Kapazität. Die Schaufenster sind mit Waren angefüllt, doch niemand kauft mehr! Und von Jesenice bis Nisch ballen die Leute die Fäuste und raufen sich die Haare: Schlechter kann es uns nicht mehr ergehen!

Was sagt der kommunistische Funktionär dazu? In Belgrad kam ich mit einem Gewerkschaftssekretär zusammen, der mir seine Meinung etwa so auseinandersetzte: «Um mit Ihren Begriffen zu Rande zu kommen, es stimmt, auch wir haben eine regelrechte Konjunkturüberhitzung. Und heute sind wir gezwungen, unsere Investitionspolitik wieder unseren ökonomischen Kräfteverhältnissen

anzupassen. Einesteils erklärt sich unsere Wirtschaftsaufblähung ganz einfach; schließlich waren wir genötigt, unser Land zu industrialisieren. Daß andernteils dabei eindeutige und schwerwiegende Fehler gemacht worden sind, liegt auf der Hand. Unsere Unternehmen hatten in den letzten Jahren fürwahr etwas zuviel wirtschaftliche Freiheit. Sie konnten ihr Geld nach ihrem Gutdünken investieren. Es hat sich gezeigt, daß sich Investitionen für einen großzügigen Ausbau der Konsumgüterindustrie weit mehr bezahlt machten als in der Schwerindustrie; und es ist natürlich, daß man sein Geld dort anlegt, wo es am meisten Zins und Zinseszinsen abträgt.» Ich schüttelte den Kopf. Meine Reaktion parierte er glänzend: «Ihnen glaube ich es ausgerechnet, daß Sie den Superkommunisten mimen wollen. Gut, Sie sind soeben aus Bulgarien zurückgekommen. Ich weiß, daß man uns dort alle Tage am Zeug flickt und behauptet, wir hätten den Kommunismus – dank unserer Wirtschaftsordnung – schon längstens zu Grabe getragen. Es stimmt, daß die jugoslawischen Bürger ihre wirtschaftlichen Freiheiten zu sehr auf ihre eigenen Mühlen ungemünzt haben und daß die jugoslawische Regierung von ihnen mehr ökonomisches Verständnis, aber auch vermehrte Leistungen erwartet. Unsere Wirtschaftsreform zeigt es ja deutlich genug, daß dieser Schlendrian nicht mehr so weitergehen kann und deswegen nun den Spitzen in Partei und Staat der Kragen geplatzt ist! Sie wissen aber, daß trotz allem Grund, die wirtschaftlichen Freiheiten einzuengen, ein solcher Schritt nicht Inhalt unserer ökonomischen Maßnahmen ist. Im Gegenteil, wir verfolgen unseren Weg konsequent weiter, und wer fürderhin nicht arbeitet, erhält auch nichts mehr zum Beißen!»

«Aber Sie können doch ein einstiges Volk von Bauern nicht urplötzlich zu Oekonomen machen?» lasse ich mich nochmals vernehmen. «Richtig... richtig. Zum Beispiel eine industrielle Tradition, Erfahrung besitzen wir praktisch noch nicht. Doch wo es möglich ist, lassen wir unsere fähigen Leute im Ausland studieren, kaufen Lizenzen auf, um unsere technologische Entwicklung annähernd auf den Stand des Westens zu bringen. Da dürfte man doch in den Betrieben mehr Bereitschaft erwarten, die solche Ziele vermehrt unterstützte. Leider aber ist die Heranbildung eines leistungsfähigen Industriekaders ein langsamer und langwieriger Prozeß, der nicht nur mit schönen Worten zu beschleunigen ist. Darum: Wer nicht hören will, muß fühlen!»

Diese Worte gehen mir noch lange im Kopf herum, als ich mit einem Bus nach Karlovac fahre. Es sind überaus harte Worte. In dieser Kleinstadt – sie zählt ungefähr 60 000 Einwohner – kenne ich von früher her einen Werkmeister, der sich mittels eines staatlichen Stipendiums bei Sulzer in Winterthur weiterbilden konnte. Er arbeitet in der größten Turbinen- und Dieselaggregatefabrik Jugoslawiens, der «Naselje Jugoturbina». Selbstverständlich

will ich auch von meinem Freund wissen, wie er über die Situation seines Landes denkt.

«Hör mal, Ibro, wie beurteilst du eigentlich hier die wirtschaftliche Entwicklung?»

«Was dir dieser Gewerkschaftssekretär da erzählt, das kann ich nie und nimmer unterschreiben. Gerade weil die Heranbildung eines leistungsfähigen technischen Kadern unserer jungen Industrie große Mühen und Sorgen bereitet, wäre es verfehlt, die Hebel am völlig falschen Ort anzusetzen. Man kann leicht sagen, die Betriebe müßten nun plötzlich produktiver arbeiten. Wenn ihnen die nötigen Erfahrungen noch fehlen, werden sie minderwertige Waren produzieren und Verluste erleiden. So ist der jugoslawischen Industrie auch nicht geholfen, die Produktivitätssteigerung muß mit der technischen Erziehung Hand in Hand gehen. Dann wird auch das Bummelantentum aus unseren Betrieben verschwinden. Indem man aber einfach die Preise in die Höhe schraubt und die Löhne auf ihrem Stand beläßt, wird man kaum Erfolg haben, die Arbeiter zu größeren Leistungen anzuspornen. Bis die schwächeren Betriebe rentabel arbeiten, haben sie ihre Reserven verzehrt. Dann werden sie nicht mehr in der Lage sein, die Leistungssteigerungen ihrer Arbeiter mit höheren Löhnen zu honorieren. Der Arbeiter wird der Geprellte sein. Ich sehe das kommen!»

Meinung gegen Meinung! Offensichtlich aber hat die Aussage meines Freundes etwas an sich: Der abrupte Stop der Subventionen, der die Betriebe zwingt, nur noch vermöge der eigenen Mittel und Kräfte zu arbeiten, kann sich leicht zu einem zweischneidigen Schwert auswachsen. Wenn ein Betrieb endlich eine Leistungssteigerung und Rationalisierung verwirklicht hat, dürften unter Umständen die finanziellen Reserven aufgebraucht sein, die eine Erhöhung der Löhne erlauben würden. Der Arbeiter wird trotz seiner Anstrengungen den erlittenen Kaufkraftverlust nicht ausgleichen können. Die Folgen wären erneut sozialpolitische Spannungen in ganz Jugoslawien. Und es ist verständlich, daß die Belegschaften der schwächeren Betriebe vor einer solchen Entwicklung Angst haben. In der Umgebung von Karlovac, in Mrzlo-Polje, steht eine Textilfabrik, die von der Konkurrenz ihrer großen Schwestern beinahe erdrückt wird. Dort habe ich manche Arbeiterfamilie getroffen, die für die Zukunft um ihren Arbeitsplatz besorgt ist.

Am andern Tag statte ich der «Naselje Jugoturbina» einen Besuch ab. Wieder brennen mir die verschiedensten Fragen auf der Zunge, und so bin ich denn außerordentlich froh, in Ingenieur Branko Sentić auf einen sehr aufgeschlossenen technischen Direktor zu stoßen, der den Problemen seines Landes und vor allem seines Betriebes vorurteilslos gegenübersteht.

«Das große Problem unserer jungen Industrie ist fürwahr die Heranbildung der jungen Fachkräfte. Sie bleibt auch nach den

neusten wirtschaftlichen Maßnahmen Aufgabe der Betriebe. Unser Betrieb z. B. betreibt die Schulung junger Kräfte mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Wir stipendieren sogar staatliche Lehranstalten und technische Mittelschulen. Ich kann ihnen in aller Ruhe bestätigen, daß ein Großbetrieb wie die „Jugoturbina“ diesen Verpflichtungen in Zukunft auch ohne staatliche Zuschüsse nachkommen kann. Die nach der neuen Wirtschaftsreform von uns erwartete Steigerung der Produktivität bereitet uns ebenfalls keine Kopfschmerzen. Die Mehrzahl unserer Arbeiter ist heute hinreichend genug in den Produktionsprozeß eingearbeitet. Unser Hauptproblem wird sein, die Zusammenarbeit zwischen Arbeiterrat und Betriebsleitung zu vertiefen. Selbstverständlich muß die Mehrzahl unserer Arbeiter noch intensiver mit kaufmännischen Gedankengängen vertraut gemacht werden. Sie müssen mehr daran interessiert werden, ihre Maschinen noch besser zu warten, rationeller zu arbeiten und den technischen Neuerungen im Betrieb positiv gegenüberzustehen. Die neuen Reformen bereiten mir daher kein Kopfzerbrechen, da wir in unserem Industriebetrieb die nötigen Ansätze hierfür bereits geschaffen haben. Unsere Belegschaft hat zum großen Teil bereits begriffen, daß unser Unternehmen auf den Absatz im Ausland angewiesen ist, und sie weiß, daß nur die neusten Einrichtungen ermöglichen, den Konkurrenzkampf auf fremden Märkten mit Erfolg zu bestehen. Unsere Leistungen, die nicht zuletzt die Aufgeschlossenheit unserer Belegschaft technischen Neuerungen gegenüber unter Beweis stellen, haben es uns erlaubt, die Löhne in den letzten vier Jahren um 92 Prozent zu steigern.»

«Das ist gut und recht», werfe ich an dieser Stelle ein, «wie aber verhält es sich mit einem Betrieb, dessen Kader noch nicht diese Stufe erreicht hat?» «Dieser Fall steht natürlich an einem andern Ort geschrieben. Die Härte der Wirtschaftsreform trifft in erster Linie die Betriebe der Textil- und der Haushaltartikelindustrie. Infolge der Teuerung und der absinkenden Geschäftsumsätze arbeiten viele nur noch mit der halben Fabrikationskraft. Es ist wirklich zurzeit fraglich, wie sie den Produktionsausfall wettmachen sollen, wenn niemand mehr kaufen will. Dieser Engpaß muß nun halt einfach überwunden werden. Die Veränderungen in der Investitionspolitik, die ihr Hauptaugenmerk wieder auf die Schwerindustrie richtet, dürften einige Besserung mit sich bringen. Und dann müssen sich diese Fabriken eben nach neuen Absatzgebieten umsehen, wenn diese «sieben mageren Jahre» einmal vorüber sind: Denn diese sind nicht zu umgehen. Es wird zu Friktionen kommen. Weitere Betriebe werden vielleicht schließen müssen. Und viele Jugendliche werden vor allem nach ihrem abgeschlossenen Militärdienst keine Arbeit finden. Aber eben, warum ist während Jahren in der Konsumgüterindustrie so hitzig investiert worden! Sie muß nun ihre eingebrockte Suppe selbst auslöffeln!»

Das sind Tatsachen. Von ihnen aber werden die betroffenen Arbeiter nicht satt, und noch weniger können sie so – auch wenn sie noch ihre Leistungen steigern – ihren Kaufkraftverlust wieder gutmachen. Dazu meint der Direktor: «Es wird vielleicht in absehbarer Zeit nicht zu umgehen sein, daß diese Betriebe Arbeiter an die Schwerindustrie abgeben müssen. Ich hoffe, daß nächstens genügend industrielle Projekte realisiert werden können und somit den Betroffenen wieder ein Arbeitsplatz verschafft werden kann!»

Wie groß aber ist nun diese «Jugoturbina»? Ihr durchschnittlicher jährlicher Umsatz beläuft sich auf rund 10 Mia Dinar, das sind umgerechnet 35 Mio sFr. Davon entfallen rund 24,5 Mio auf die laufenden Produktionsaufwendungen; der Rest – genannt Bruttogewinn – verteilt sich im Verhältnis 4 : 1 auf Löhne und Neuinvestitionen. Der Betrieb hat somit im Rechnungsjahr 1964 rund 8 Mio Fr. an Löhnen und Prämien ausbezahlt. Das Durchschnittseinkommen im Betrieb beträgt im Monat rund 205 Fr. Der Grundlohn des Direktors macht im Monat 125 000 Dinar aus oder 425 Fr. Ebenso viel verdient der technische Direktor. Die Oekonomen, Abteilungsleiter und Oberingenieure kommen auf rund 340 Fr. monatlich. Ein Werkmeister auf 255, ein Facharbeiter auf 200, eine kaufmännische Angestellte auf 185 und ein Hilfsarbeiter auf rund 130 Fr. Dazu kommen die allvierteljährlichen Prämien, die des öftern bei gutem Geschäftsgang und erstlich bei einer wirklich guten Leistung des einzelnen Facharbeiters mehr ausmachen können, als er in diesen drei Monaten Fixlohn erhält. Und auch die Sozialleistungen des Betriebes lassen sich sehen. Jeder Arbeiter steht unter ärztlicher Kontrolle. Die Mahlzeiten werden in einer Kantine eingenommen, die das Essen verbilligt abgibt. Dazu besitzt die Fabrik an der Adria und in den dalmatinischen Bergen eigene Heime, in denen sich die Betriebsangehörigen zu ermäßigten Preisen erholen oder ihre Ferien verbringen können.

Ich habe mich bei Branko Sentić natürlich auch erkundigt, ob der Betrieb auf den Weltmärkten konkurrenzfähig sei. «Wir arbeiten ja hauptsächlich mit Sulzer-Lizenzen, sie haben uns in erster Linie die Möglichkeit gegeben, auf den Märkten aufzutreten. Eng arbeiten wir heute mit der eigenen Schiffsbauindustrie in Split und den elektrotechnischen Großbetrieben ‚Rade Koncar‘ in Zagreb zusammen. Für 1966 haben wir bereits ‚ausverkauft‘; unsere Kapazität reicht nicht aus, nächstes Jahr überhaupt noch einen einzigen Auftrag anzunehmen. 1958 gingen die ersten Dieselmotoren nach Argentinien. Seither haben wir gute Handelsverbindungen mit Aegypten, Polen, Bulgarien, Finnland, Schweden, mit dem Sudan, Indien, Jemen, Pakistan und mit Italien. Und für die Schweizer Schiffe, die auf den Werften in Split in Auftrag gegeben werden, bauen wir Turbinen und Dieselmotoren.

Unsere Schwierigkeiten bestehen darin – und das gilt für sämtliche Großbetriebe Jugoslawiens – daß wir mit den Großbanken des Westens zu wenig liiert sind, daß unsere Investitionsbanken im Ausland noch zu wenig Einfluß haben, wenn es gilt, Großprojekte der dortigen Industrien zu finanzieren. Sobald unsere Banken ihre Einflußsphäre ausweiten können, werden wir auch vermehrt mit französischen, englischen oder deutschen Reedereien zusammenarbeiten können!»

Als ich zu meinen Freund nach Hause zurückkomme, liegt ein Gewitter in der Luft. Seine Frau Ina wirft das Portemonnaie erbost auf den Küchentisch. Empört meint sie: «Das Fleisch hat schon wieder aufgeschlagen. Alles wird nur noch teurer!»

Solche Szenen spielen sich heute im jugoslawischen Alltag tagtäglich ab. Ibro und Ina verdienen zusammen im Monat durchschnittlich (inklusive Leistungsprämien) 135 000 Dinar. Vor vier Jahren kamen sie zusammen auf 74 000 Dinar. Damals kostete ihre Wohnung aber bloß 1800 Dinar, heute sage und schreibe 7800 Dinar. Innerhalb dieser letzten vier Jahre haben die Schuhe um rund 55, die Textilien um 100, die Nahrungsmittel um 70 und die Dienstleistungen (Verkehrsmittel) um über 50 Prozent aufgeschlagen. Und wenn beide ihre Löhne auch um rund 92 Prozent steigern konnten, so sind ihre Anstrengungen zu vermehrten Leistungen von der Teuerung mehr als nur radikal aufgefressen worden! Zudem muß man sich aber vor Augen halten, daß die «Jugoturbina» zu den Spitzenbetrieben des Landes gehört.

Man verspürt sie allüberall, die Teuerung in Jugoslawien. Josip Detvaj in Zagreb besonders, denn er ist in Pension. Er muß mit rund 28 000 Dinar im Monat leben können. Da er kaum mehr sieht, kann er keiner Tätigkeit mehr nachgehen. Seine Frau geht zur Privatkundschaft schneidern. Im Tag verdient sie 3000 Dinar. Ihre Tochter arbeitet auf dem Büro, sie bringt 140 Fr. nach Hause. Seit anderthalb Jahren ist sie mit einem diplomierten Oekonomen verheiratet, der soeben sein Studium abgeschlossen hat und ungefähr 265 Fr. Anfangslohn erhält. Da er sich aber zurzeit im Militärdienst befindet, fällt sein Verdienst weg. Mit der jungen Frau unterhalte ich mich über die «galoppierende Schwindsucht» des Dinars.

«Unser Geld hat überhaupt keinen Wert mehr. Mir ist bald schleierhaft, wie wir zu dritt mit rund 500 Fr. auskommen sollen. Vor vier Jahren bezahlte man unter anderem für ein gutes Damenkostüm noch rund 17 000 Dinar, heute sind es 42 000 Dinar. Ein Herrenanzug war einst bei 20 000 Dinar zu erstehen, heute kostet er 50 000 Dinar. Das Kilo Fleisch stand bei 600, heute muß man dafür 1100 Dinar ausgeben. In den Restaurants sind die Preise in den letzten Jahren ebenfalls um 80 Prozent gestiegen. Und für unsere Wohnung bezahlen wir heute genau das Doppelte, nämlich 12 000 Dinar!»

Noch härter wird die Krise ihre Spuren in den noch nicht entwickelten Gebieten Jugoslawiens hinterlassen. Die Textilfabrik in Mrzlo-Polje ist gegebenermaßen für Kroatien ein Einzelfall. Aber in Montenegro, Mazedonien und im Kosovo werden es mehrere Betriebe sein, die, einmal nicht mehr subventioniert, ihre Pforten schließen müssen. In diesen Gebieten werden die ökonomischen Engpässe den Alltag mit Kummer und Nöten beladen. In Titograd treffe ich einen jungen Burschen, der ohne Arbeit ist. «Ich war im Militärdienst. Als ich in die Fabrik zurückgekommen bin, hat es geheißen: Wir haben keine Arbeit mehr für dich!» Und er läßt traurig seinen Kopf hängen: «Warum wird es nur noch schlechter bei uns?»

Nach den Gesetzen der Arbeiterselbstverwaltung ist es schwer, einen Arbeiter zu entlassen, und darum sind die vielen Fabriken, die nur noch mit halber Kapazität arbeiten, nicht mehr in der Lage, neue und vor allem junge Arbeitskräfte aufzunehmen. Die Krise wird also die Generation treffen, die in den nächsten Jahren in den Arbeitsprozeß eintreten sollte. Sie hat nur den Ausweg: Entweder geht sie aufs Land zurück oder sie wandert zum Teil als Arbeiter nach Schweden oder der Bundesrepublik aus. Dazu sagt mir eine Dolmetscherin in Novi Sad: «Mein Nebenverdienst – als Alleinstehende kann ich mit 60 000 Dinar nicht leben – besteht darin, den jungen Leuten, die im Ausland Arbeit suchen, die nötigen Formalitäten und Uebersetzungen zu erledigen. Es gibt heute in Serbien noch einen andern Grund, ins Ausland zu gehen. Wer gerne heiraten möchte und somit eine Aussteuer braucht, oder wer sich einen Wagen anschaffen möchte, geht mit Vorteil nach der Bundesrepublik arbeiten.» Eine Aussteuer kostet rund 1 Mio Dinar, ein Kleinwagen der Marke Fiat 750 2,5 Mio Dinar.

In Novi Sad besuche ich einen typischen Dienstleistungsbetrieb.

«Limprodukt» produziert alle Arten Verpackungen für die chemische, pharmazeutische und Lebensmittelindustrie. Hier arbeiten 500 Angestellte. Das Unternehmen hat einen Bruttoumsatz von 6 Mia Dinar, das sind rund 18 Mio sFr. Die laufenden Produktionskosten stehen bei 13 Mio sFr. Drei Fünftel des Bruttogewinnes werden für die Löhne aufgewendet, zwei Fünftel für Neuinvestitionen. Der monatliche Durchschnittslohn beläuft sich in diesem Betrieb auf ungefähr 61 000 Dinar (202 sFr.).

In diesen Betrieb ist Dragan Šević der Vorsitzende des Betriebsrates. Von ihm will ich wissen, wie die Zusammenarbeit mit der Betriebsleitung klappt: «Vor Jahren ist es in unserem Betrieb wiederholt zu Zusammenstößen gekommen. Damals hatten die vom Lande in die Stadt gekommenen angelernten Arbeiter kein Verständnis für höhere Neuinvestitionen. Sie waren nach Novi Sad gekommen, um mehr zu verdienen und um besser leben zu können. Es hat lange Zeit heftige Auseinandersetzungen gegeben und viel Ueber-

zeugungskraft gebraucht, der Mehrzahl der Belegschaft eine vernünftige ökonomische Haltung beizubringen. Unser Resultat ist, so glaube ich, beachtenswert. Sehen Sie da drüben die neue Fabrik, die wir in den letzten zwei Jahren aufgebaut haben. Wir haben so auf unserem Gebiet keine Fabrikations- und Absatzsorgen mehr, mit unseren neusten Einrichtungen brauchen wir keine Konkurrenz zu fürchten und werden die Engpässe der nächsten Jahre sicher überwinden.»

Auch der Direktor dieses Betriebes kann mir diese Aussage nur bestätigen. Zum Schlusse meint er optimistisch: «Uns fehlt nur noch ein Handelspartner in der Schweiz!» Gemessen an den Bürden anderer Betriebe sind das natürlich keine Sorgen mehr. Viele Betriebe aber – vor allem in der Lebensmittelindustrie – haben ihre liebe Not und Mühe mit den Betriebsräten, die in erster Linie nur ihren eigenen Geldbeutel sehen und nicht die Bedürfnisse des Betriebes. Und der Arbeiterrat kann die Betriebsleitung wegwählen – in die Wüste schicken. Viele dieser Auseinandersetzungen haben dann nur allzu oft ihre Endstation vor den Gerichten – zum Schaden der jugoslawischen Wirtschaft. Der technische Leiter eines der größten chemischen Kombinate Jugolawiens, «Chromos-Katran-Kutilla», ist der Meinung vieler seiner Landsleute: «Wo sich die Betriebsleitung gegenüber den Arbeiterräten nicht sofort die nötige Autorität zu schaffen wußte, war die gesunde Entwicklung des Betriebes gehemmt und stets in Frage gestellt. Anstatt gearbeitet, wurde geplaudert!» Aber, es gibt in Jugoslawien noch ein zentrales, sorgenvolles Problem: Die Wohnungsnot. Trotzdem in Sarajewo, Belgrad und Zagreb neue Satellitenstädte entstanden sind, bleibt die Wohnungsknappheit bestehen. Und in den großen Städten fehlen Tausende von Wohnungen. So verwundert es nicht, wenn die davon Betroffenen keine guten Worte für den Staat übrighaben, wie jener Kellner, den ich in Belgrad im Hotel «Kasina» getroffen habe: «Ich verdiene 60 000 Dinar im Monat, inklusive alle Trinkgelder; für mein Zimmer im Zentrum der Stadt aber bezahle ich 30 000 Dinar!» Wer hat da noch Worte? Und die neuen Wohnungen in Novi Beograd kosten im Mittel 13 000 Dinar.

Das sind sie nun, meine letzten Streifbilder aus dem Lande Titos. Noch nie war Titos politischer Weg mit Schwierigkeiten so vollgepflastert wie heute. Von den Stimmen unter der Bevölkerung, die für die jugoslawische Wirtschaft keinen Deut mehr geben und nur noch schwarz sehen, bis zu denen, die nach wie vor – trotz aller momentanen Engpässe und aller Unbill im Alltag – optimistisch vorwärts schauen, finden sich alle Schattierungen. Trotz der grauen Wolken, die den Alltag zurzeit verdüstern, ist aber anzunehmen, daß sich der jugoslawische Horizont wieder erhellen wird.

Bruno Schläppi, Zürich